Werk

Label: Periodical issue

Ort: Berlin

Jahr: 1905

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?523137273_0007|log61

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

info@digizeitschriften.de

Die Denkmalpflege.

Herausgegeben von der Schriftleitung des Zentralblattes der Bauverwaltung, W. Wilhelmstraße 89.

Schriftleiter: Otto Sarrazin und Friedrich Schultze.

VII. Jahrgang. Nr. 10.

Erscheint alle 3 bis 4 Wochen. Jährlich 16 Bogen. — Geschäftstelle: W. Wilhelmstr. 90. — Bezugspreis einschl. Abtragen, durch Post- oder Streifbandzusendung oder im Buchhandel jährlich 8 Mark; für das Ausland 8.50 Mark. Für die Abnehmer des Zentralblattes der Bauverwaltung jährlich 6 Mark.

Berlin, 2. August 1905.

[Alle Rechte vorbehalten.]

Altmainzer bürgerliche Kunst.

Das Gepräge der Mainzer Bauten weltlicher Bestimmung wird bestimmt durch die Formen des Barock. Auf der einen Seite sind es die Palastbauten des durch den Glanz des kurfürstlichen Hofes nach Mainz gelockten Adels, auf der anderen eine Reihe bürgerlicher Wohnhäuser, die bei einfacherem Grundrisse in der Gliederung und Dekoration ihrer Fassaden ein glänzendes Zeugnis ablegen von dem feinen Raum- und Formensinn ihrer Baumeister. In den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts begegnen wir in Mainz einer Richtung des Barock, die im Ornamente mit wuchtigen Formengebilden, in der Fassadengliederung mit einer wilden Linienführung ihr ausgelassenes Spiel treibt. Die Fassade des aus der Kunstgeschichte des Barocks bekannten Dalberger Hofes (jetzt Justizpalast) und auch der unten näher zu besprechende kleinere Privatbau gehören in diesen Kreis (s. a. 1904, d. Bl., S. 63 Abb. 6). Vielleicht sind es Leistungen einer Mainzer Schule, die hier sich auslebt.

Etwa seit den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts tritt in Mainz eine andere Richtung auf, die in ihren ruhigeren Formen und Linien ein mehr klassizistisches Gepräge zeigt. Ihre Vertreter sind wahrscheinlich dem kurfürstlichen Hofe nahestehende, vielleicht erst durch ihn nach Mainz berufene Architekten, die ihre Studien zwar im Auslande (Frankreich) gemacht haben, deren Leistungen aber trotzdem etwas von national-deutschem Gepräge an sich tragen. Auf diesem Gebiete der Mainzer Baugeschichte steht die örtliche Forschung noch ganz in den Anfängen, so viel scheint sich aber mit ziemlicher Sicherheit bis jetzt behaupten zu lassen, daß besonders im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts die Mainzer Architektur sowie das Kunsthandwerk unter starker Beeinflussung vom oberen Main (Bamberg und Würzburg) her steht, von dorther zieht der baulustige Kurfürst Lothar Franz von Schönborn (1695 bis 1726) eine Reihe ganz hervorragender Architekten an seinen Hof und beschäftigt sie entweder vorübergehend oder dauernd mit der Ausschmückung seiner Residenz.

Abb. 1. Lauben- und Fensterarchitektur vom Kernschen Hause am Markt in Mainz.

Das hier abgebildete Kernsche Haus am Markt Nr. 5 (Abb. 1 u. 2) stammt aus dem Jahre 1708. Dieser Zeitpunkt ergibt sich aus dem unter dem mittleren Fenster des ersten Stockwerkes angebrachten sinnigen Chronostichon AVSpICe DeO LaBORe PARENTIs PROLIs AMORe, d. h. unter Gottes Schutz, durch des Vaters Arbeit, aus Liebe zu den Kindern (wurde dieses Haus gebaut). Der Aufbau zeigt eine schöne Ecklösung und reiche Mittelachse mit einem Phönix im oberen Abschluß unter dem Giebel. Die Schmuckteile wie Fruchtschnüre, Masken und Schlußsteine sind kräftig gehalten. Bemerkenswert sind zwei Brüstungsfüllungen im ersten Stock, wo das Feuer und die Luft versinnbildlicht werden durch nackte auf Adlern reitende Figuren. Zu den interessantesten Teilen des Baues gehören die drei Laubenbögen im Erdgeschoß. Gerade für diese Laubenarchitektur hat Mainz eine ganze Reihe verschiedenartiger Beispiele besonders aus dem 18. Jahrhundert aufzuweisen (vgl. Neeb, Kunstdenkm. d. Stadt Mainz I. Register unter „Laubenarchitektur", besonders Seilergasse, Taf. III u. IV). Offenbar dienten sie zu gleicher Zeit als Verkaufsläden, Werkstatt und Schaufenster. Der Erhaltung dieser auch in anderen Städten vorkommenden Lauben sollte man mehr Beachtung schenken als es jetzt geschieht, damit sie nicht modernen „Glaskastenschaufenstern" mehr und mehr zum Opfer fallen.

Das an der Hausecke unseres Baues angebrachte Heiligenbild stellt die Muttergottes vom Berge Karmel dar, ein Beispiel, das sonst in Mainz nicht mehr vorkommt. Der fromme Brauch, die Fassade des Hauses mit irgend einem Heiligenbild zu schmücken, hatte im 18. Jahrh. nicht nur in Mainz, sondern auch in Würzburg, Bamberg

Abb. 2. Das Kernsche Haus am Markt in Mainz.

u. a. a. O. eine weite Ausdehnung angenommen; für das Stadtbild des alten Mainz ist es geradezu kennzeichnend. Unter diesen leider nur wenig beachteten Bildwerken sind oft Arbeiten zu finden, die sich beträchtlich über das handwerksmäßige Mittelmaß erheben. Die Abbildungen 3 bis 9 geben weitere schöne Beispiele von Mainzer Muttergottes- und Heiligenbildern, die freilich durch Übertünchung oft entstellt wurden und unter unseren Augen gar häufig noch bis zur Unkenntlichkeit entstellt werden. Ähnliche Mißhandlungen wie die Heiligenbilder erlitten, und erleiden auch heute noch die ganzen Fassaden der kleinen barocken Bürgerhäuser. Wie hier mit einfachen Mitteln eine sachgemäße Instandsetzung erzielt werden kann, zeigt die kürzlich wiederhergestellte Fassade des vorerwähnten Kernschen Hauses am Mainzer Markt.

Die Schmuckteile wurden vom alten Ölfarbenanstrich durch Ablaugen befreit. Statt des bisherigen einfarbigen Anstrichs der ganzen Fassade sind die Wandflächen jetzt weiß verputzt, die Ornamente, Fenstergewände, Lisenen, Gesimse wirken wieder in der natürlichen Farbe des roten Sandstein, und das Muttergottesbild kommt in seiner ursprünglichen gelben Sandsteinfarbe wieder besonders schön zur Geltung. Von überflüssigen, aufdringlichen Reklameschildern, die ja so oft unsere Straßen- und Platzbilder verunzieren, wurde zugunsten der Fassadenwirkung ganz abgesehen. Das klingt alles so einfach und selbstverständlich, und ist es auch; aber wie selten werden alte Bürgerbauten, die Geschäftszwecken dienen, im Sinne der Denkmalpflege gut instandgesetzt.

Mainz i. Juni 1905. Neeb.

Reste einer alten Heizeinrichtung im St. Johanniskloster in Schleswig.

Reinhold Meiborg erzählt in seinem schönen Werke über „Das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig“ (Schleswig 1896), daß es im Winter sogar in dem reichen Fehmarn in den besten Häusern ungemütlich war. Die meisten Bauern hatten wohl einen hohen Ofen, den sogenannten Beileger, aus hübschen glasierten Kacheln; er diente aber mehr zur Zier als zum Wohlbehagen und ward höchstens nur eben warm. Frauen und Mädchen suchten sich durch emsige Arbeit am Rocken und bei der Wollkratze warm zu halten; allenfalls nahmen sie eine Feuerkieke unter die Füße und wärmten die Hände an einem runden Steine, der für gewöhnlich drinlag. Vater saß dabei, im Lammpelz, die Hände in dicken Fausthandschuhen; die Alten und die Kinder staken in den Betten. Den Rat, ins Bett zu gehen, wenns ihnen zu kalt wäre, gab auch der Propst v. Qualen in Preetz — gegen Ende des 15. Jahrhunderts — den frierenden Jungfrauen des unter seinem Regimente stehenden Klosters und weigerte ihnen das Holz aus ihren Wäldern, womit sie die gegen den Willen des Gestrengen von einer milden Seele geschenkten zwei Ofen in der „Neuen Stube“ hätten speisen können. Das Refektorium hatte noch 1482 keinen. Damals erhielt es einen großen Kamin; er zog aber nicht, und erst 1484, als die trefflichste der Priorinnen, Anna v. Buchwald (bis 1508) ihr Amt angetreten hatte, konnte man sich des flackernden Feuers freuen.

Aus anderen Klöstern haben wir keine Nachrichten zur Verfügung; es wird aber nicht besser gewesen sein Ein im Schleswiger Grauen (Franziskaner-) Kloster erhaltener Kamin, nachgebildet im neuen Museum in Flensburg, geht schwerlich in so frühe Zeit zurück. Sonstige Klosterbauten aus dem Mittelalter, wo sich Kamine könnten erhalten haben, gibt es in Schleswig-Holstein nicht mehr. Doch kommt ein neuerdings gemachter Fund unserer Kenntnis zu Hilfe.

Im Kreuzgange des Klosters St. Johann vor Schleswig liegen seit undenklichen Zeiten als Teile des Fußbodenbelages die sogen. Martersteine. Ihre seltsame Form hat zu irgend einer Erklärung herausgefordert, und die Überlieferung des Klosters glaubt sie dadurch zu geben, daß sie meint, Nonnen, die etwas zu büßen hatten, hätten auf diesen Steinen gezwungene Aufstellung zu nehmen gehabt. Es sind neun Platten, und drei Stücke von solchen; jede 40 bis 50 cm in der Seite messend, viereckig, annähernd quadratisch. Die Dicke ist 5 bis 7 cm. In jeder ist mitten eine kreisrunde, 12 cm im Dm. weite Öffnung, oben mit einem 16 cm weiten Falz, in den man eine Scheibe einlegen könnte, der aber jetzt verkittet erscheint. Die Steine sind deshalb auch für Lichtöffnungen angesehen worden. Dank der Frau Priorin v. Bernstorff ward kürzlich eine genauere Untersuchung ermöglicht. Diese ergab, daß die Unterseite der Steine rauh ist; die Löcher sind nicht mit Glasfluß, wie es schien, sondern mit Stein und Zement verschlossen. Auf der Unterseite sind deutliche Rauch- und Rußspuren. Daraus ergab sich, daß man es mit den Resten einer Bodenheizung (eines Hypokaustums) zu tun hat, die in der Wärmestube des Klosters wirksam gewesen sein wird und nach deren Abschaffung die Steine als Platten anderweit verwandt worden sind. Cohausen (Befestigungswesen, S. 255) beschreibt derartige Anlagen etwa so: In einer Heizkammer, im Keller, werden Feldsteinblöcke ins Glühen gebracht; der Rauch des Feuers zieht durch einen verschließbaren Schornstein ab. Nachher wird er geschlossen; die heiße Luft aus dem Heizraume aber nimmt nun, hinaufsteigend, ihren Weg in die im Fußboden oberer Räume liegenden Kanäle und strömt durch deren Öffnungen — die nach Bedarf aufgedeckelt werden — dahin, wo man der Wärmung bedarf.

Abb. 3. Madonna am Hause Birnbaumsgasse Nr. 4 in Mainz (stark übertüncht).

Das St. Johanniskloster in Schleswig ist vor 1250, aber nach 1192 eingerichtet. Frühestens aus dieser Zeit stammt also auch die Heizung. Daß sie spätem Mittelalter angehört habe, ist nicht recht wahrscheinlich, da Öfen doch bessere Dienste leisten konnten. Der Stoff der Platten ist gotländischer Kalkstein; dieser war im 13. und

Abb. 4. Madonna am Hause Gr. Bleiche 29 in Mainz (um 1690).

Abb. 5. Christus als guter Hirte am Hause Schillerplatz 2 in Mainz.

Abb. 6. Madonna am ehem. Armen Klarakloster, Klarastr. 15 in Mainz.

bis ins 15. Jahrhundert der einzige Haustein, der zur Verfügung war. Der Umstand, daß der Kalkstein sich erhalten und den Einwirkungen der Hitze widerstanden hat, zeigt, daß diese an den Stellen, wo die Platten lagen, nicht allzu groß war.

Eine vollständige Heizeinrichtung solcher Art, aber in Sandstein, hat sich im Göttinger Rathause erhalten — von 1370; die Deckel sind aus Messing.[1])

Hat Fr. Bangert[2]) recht, der in geistreicher Ausführung zu beweisen sucht, daß Karls des Großen Hofgut Treola das jetzige Tralau bei Oldesloe ist, so gab es bereits im 9. Jahrhundert in Holstein ordentliche Heizungseinrichtungen, jedenfalls durch Bodenheizung, und die Schleswiger konnten sie daselbst kennen lernen. Doch bedurften sie

[1]) S. Moriz Heyne, Das deutsche Wohnungswesen, S. 242 u. f.

[2]) Zeitschr. des hist. Ver. f. Niedersachsen 1904.

Abb. 7. Pieta am Hause Acker 12 in Mainz (1749).

Abb. 8. Madonna am Hause Graben 8 in Mainz.

Abb. 9. Maria Immaculata an der Ignazkirche in Mainz (1904 d. Bl., S. 63; in kleinerem Maßstabe auch am Hause Gr. Bleiche 40).

dessen nicht: in den großen alten Benediktinerklöstern war solche Heizung längst nichts Fremdes. Aus ihrer einem, dem St. Michaeliskloster vor Schleswig, ist das Johanniskloster hervorgegangen.

Darum ist es auch ein fremdartiger Gedanke, die Ordensritter hätten ihre oft großartigen Heizeinrichtungen „dem Oriente entlehnt“. Wie viele Fäden sich hin und her, auch nach den ferneren Ostseelanden spannen, daran erinnert uns im Fußboden der Klosterkirche von St. Johann ein uralter Grabstein, dessen Inschrift, bisher nicht ganz richtig gelesen, lautet: Clespes Rig(anus) prior hic jacet hic tumulatus. Huic nullus similis (h)umilitate fuit: „Clespes von Riga liegt in diesem Begräbnis, der Prior. Lautere Demut hat diesen vor allen geschmückt“.

Peter Köpp.

Das Siedentopfsche Haus in Göttingen.

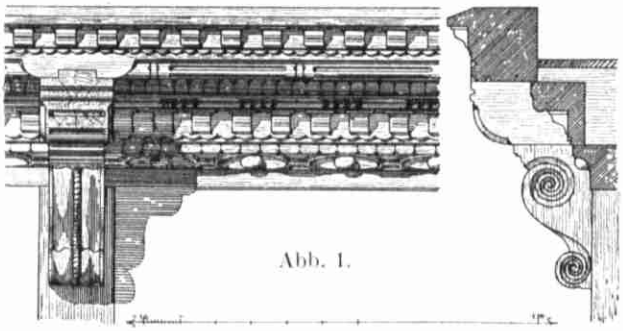

Abb. 1.

Die rastlos fortschreitende Bautätigkeit bemächtigt sich mehr und mehr des alten Stadtteiles in Göttingen. Wo vor kurzem noch ganze Straßenzüge ein ungetrübtes Bild früheren Kunstsinnes und behaglicher Wohnlichkeit gewährten, wächst ein hochragendes Geschäftshaus nach dem anderen aus dem Boden und kränkt das Auge jedes Denkmalfreundes durch häßliche Brandgiebel und langweilige, von Gips und Zement strotzende Fassaden. So haben auch in diesem Jahre wieder mehrere alte Fachwerkhäuser neuen, höher gestellten Ansprüchen der Bewohner weichen müssen und sind aus dem Straßenbilde geschwunden. Beachtenswert war besonders ein kleines Gebäude in der Roten Straße (Abb. 2), das verdient, wenigstens im Bilde erhalten zu bleiben. Die Erbauungszeit ist nicht genau bekannt, auch ob es zu anderen als zu Wohnzwecken errichtet war, weiß man nicht. Einiges Interesse dürfte die Tatsache erregen, daß in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Kupferstecher Siedentopf eine Bunt und Kupferdruckerei — die erste Göttingens — darin eröffnete. Die Fassade (Abb. 2 u. 3) ist fast unverändert geblieben, auch der erste Grundriß und die niedersächsische Diele (Abb. 4, 5 u. 9) sind trotz einiger An- und Einbauten noch deutlich zu erkennen. Merkwürdig war die Konstruktion der Fensterläden, (Abb. 7 u. 8). Sie bestanden aus zwei, mit Scharnieren verbundenen Teilen, von denen der untere ganz, der obere mit einem Zapfen in Führungen, welche auf den Wandstielen befestigt waren (Abb. 8), lief. Der Laden wurde nach oben vor das Fenster geschoben und von einem eisernen, von innen unter dem Fensterbrett durchzuschiebenden Stifte gehalten. Am Tage wurde er bis auf ein Sockelholz niedergelassen und der obere Teil auf den unteren herabgeklappt, indem der Zapfen durch einen entsprechenden Ausschnitt aus der Führungsnut herausging. Früher waren solche Läden allgemein in Gebrauch, mit denen am Siedentopfschen Hause sind jedoch die letzten aus Göttingen beseitigt.

Beim Abbruch des Hauses wurden zwei sich auszeichnende Stücke gefunden: Ein mit zwei Figuren bemaltes Brett (Abb. 10), von denen die untere die Himmelskönigin, die obere in spärlichen Resten Johannes den Täufer darstellt. Dem Umstand, daß es in zwei Teile gespalten als Türfutter verwendet war, die bemalte Seite verdeckt, verdankt es seine Erhaltung. Wie und wann es aber dorthin gekommen ist und vor allem, woher es stammt, ließ sich nicht feststellen. Das andere (Abb. 6) ist das Bruchstück eines Renaissancereliefs, das medaillonartig geschnitzte Männerköpfe zeigt. Die Zwickel sind mit fratzenhaften Gesichtern ausgefüllt. Leider ist das sehr morsche Brett, welches vor ein Loch der Treppenwange genagelt war, beim Ablösen zerbrochen. Die Fassade des Hauses ist in der städtischen Altertumssammlung wieder aufgestellt, wobei die Fachausmauerungen durch Gipsdielen und die Fensterscheiben durch Zinkblechtafeln ersetzt sind. So bleiben die Hölzer aufbewahrt und geben Zeugnis von dem Aussehen eines der ältesten Häuser der Stadt.

Göttingen. Wittler, Regierungsbaumeister.

Eine Inschrift auf dem alten Putz in der Nikolaikirche in Brandenburg a. d. H.

In der kürzlich vom Kreisbauinspektor Schierer wieder instand gesetzten Nikolaikirche vor dem Plauer Tor in Brandenburg a. d. H., die schon 1173 urkundlich erwähnt wird und, zuerst

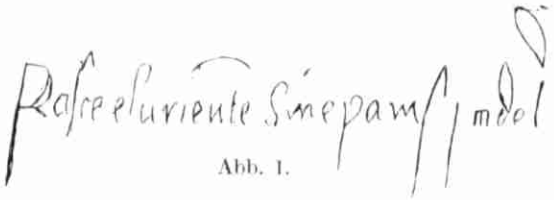

Abb. 1.

zum Dorfe Luckenberg gehörig, 1243 zur Altstadt kam, sind nach Entfernung der weißen Tünche nicht nur viele schöne schwarz-rote Ornamente (Abb. 2 u. 3), sondern an einem Pfeiler der romanischen Basilika auch eine Inschrift (Abb. 1) entdeckt worden, die nach

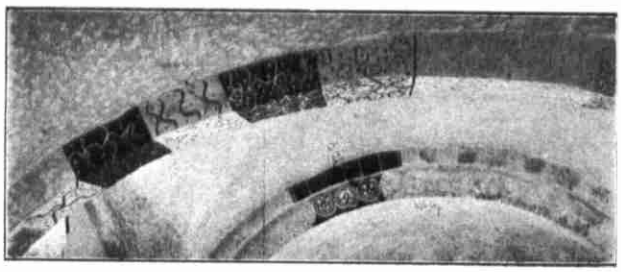

Abb. 2.

Einfügung der durch die Bogen ausgedrückten Abkürzungen zu lesen ist: „Pasce esurientem, domine, pani . . . . .“, zu deutsch: „Speise den Hungernden, o Herr, mit Brot . . . . .“; das letzte Wort ist durch Ausfall von Buchstaben verstümmelt und nicht zu entziffern. Da die betreffende Inschrift auf einem auf diese Pfeiler aufgetragenen Putz sitzt, so würde die Ermittlung ihrer Entstehungszeit einen wichtigen Aufschluß über die Herstellung des Putzes geben. Ich verlege sie um das Jahr 1350; dazu bestimmt mich der kulturgeschichtliche Beweis: Es liegt nahe, die in dem Wandspruche enthaltene „Bitte um Brot“ auf jene schreckliche Zeit von 1323 bis 1350 zu beziehen, von der die „Beiträge zur Geschichte der St. Katharinenkirche zu Brandenburg a. d. H.“ von Schultz u. Boelke auf S. 8 u. 9 berichten. Mißwachs, Hunger, Seuche und Aussatz verwüsteten damals in entsetzlicher Weise das Land. Da um 1350 die Not auf den Gipfel gestiegen war, so paßt der Inhalt dieses kurzen Stoßgebetes, das ein frommer Priester vielleicht nach einem Bittgottesdienst um Abwendung der Teuerung auf den Pfeiler schrieb (vgl. meinen Aufsatz: „Eingemauerte Segenssprüche in mittelalterlichen Bauwerken“ in der „Brandenburgia“, XIII. Jahrgang, Nr. 6), am besten auf diese Zeit. Auf dieses Jahrzehnt führt uns auch der altschriftkundliche Beweis: Wahrscheinlich gehört diese Inschrift einer Schriftgattung an, von der Professor Wattenbach, der Begründer der Altschriftkunde, schreibt: Im Laufe des 14. Jahrhunderts wurde die Schrift immer eckiger gestaltet, und es bildet sich die gitterartige Schrift aus, die man Gotisch oder Mönchschrift nennt. Alle in dieser Inschrift besonders hervortretenden Buchstaben, wie ſ, ꝛ, ꝑ usw. passen in ihrer Form genau zu den im Anhange des Wattenbachschen Buches abgebildeten Schriftformen. Auch Professor Dr. M. Tangl, der Amtsnachfolger Wattenbachs, hält diese Zeitstellung für wahrscheinlich, denn obwohl diese Mönchschrift, die Gutenberg für seine Typen benutzte, noch um 1400 und später gebräuchlich war, so ist doch bei der vorliegenden Inschrift an diese spätere Zeit kaum zu denken, da damals Quitzow während seiner Fehde mit Brandenburg die Kirche als Versteck benutzte und sie alsdann ganz wüst lag, bis der Altar erst 1467 wieder erneuert wurde. Halten wir nun an dem Jahre 1350 als Entstehungszeit der Inschrift fest, so ist doch die Ausschmückung der Kirche mit den schwarz-roten Ornamenten und der Putz selbst viel

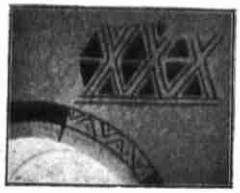

Abb. 3.

Abb. 2.

Hierzu bemerkt Provinzialkonservator Büttner: Der Wert der Inschrift (vorausgesetzt, daß sie das hohe Alter hat. D. Schriftlg.) besteht m. E. darin, daß durch sie der Nachweis geführt ist, daß bereits im frühen Mittelalter der Ziegelrohbau einen Putzüberzug erhalten hat. Das Pfeilermauerwerk unter der Putzschicht zeigt unverkennbare Merkmale, daß es ursprünglich, d. h. also bei der Erbauung der Kirche Ende des 12. Jahrhunderts, als Rohbau sichtbar gewesen ist; es war rot angestrichen, und zwar über die Fugen hinaus, und hatte darauf gezogene weiße Fugen von sehr fettem Kalkmörtel. Übrigens auch ein Beweis, daß die dem Mittelalter angedichtete Lehre von der Echtheit des Materials, worunter heute verstanden wird, daß der Baustoff als solcher gezeigt werden soll, im Mittelalter selbst nicht bekannt war. Die Handwerksmeister des Mittelalters haben, genau wie heute, ihre Geschicklichkeit dadurch zu beweisen gesucht, daß sie ein möglichst gleichmäßiges Mauerwerk herstellten. Das war wegen der Ungleichmäßigkeit der Steine nur in beschränktem Maße möglich. Um diese Ungleichmäßigkeit auszugleichen, wurden die unebenen Steine nach dem Trocknen sorgfältig nachscharriert. Gerade die Nikolaikirche in Brandenburg zeigt hierfür zahlreiche gute Beispiele. In demselben Bestreben, eine gleichmäßig wirkende Fläche herzustellen, wurden die Pfeilerflächen mit leuchtend rotem Ocker vollständig angestrichen und darauf die Fugen grell weiß aufgezogen, wobei die sichtbare Fuge bedeutend schmaler gemacht wurde als die natürliche Mörtelfuge. Wichtig

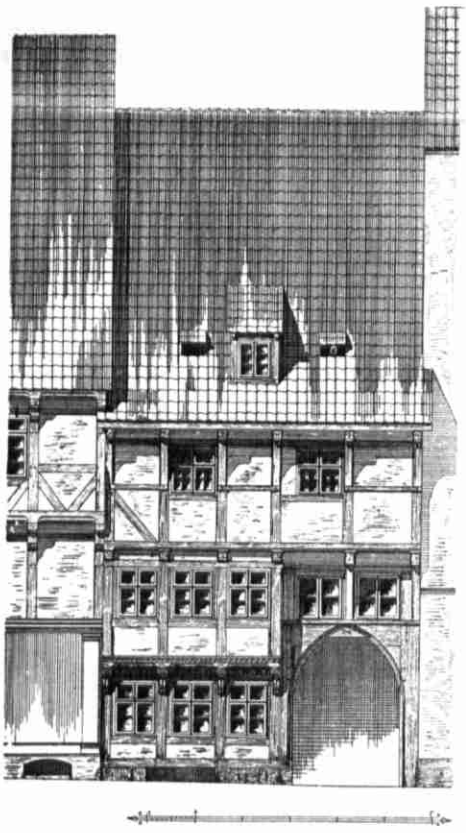

Abb. 3.

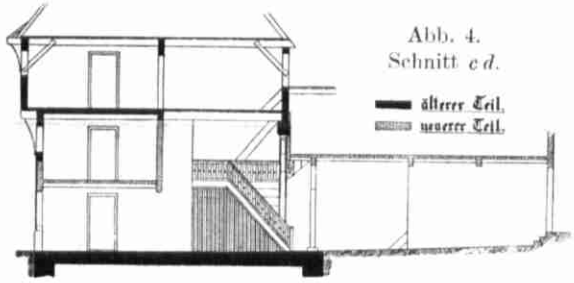

Abb. 4.
Schnitt *c d*.

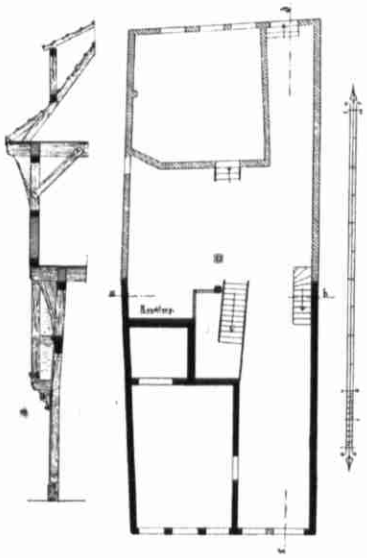

Abb. 5.

Abb. 6.

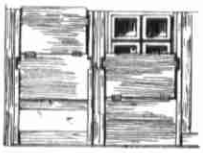

Abb. 7.

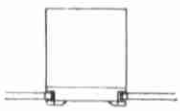

Abb. 8.

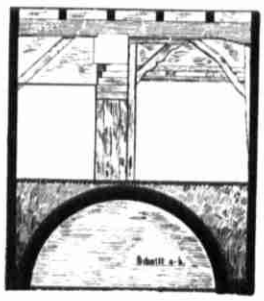

Abb. 9. Schnitt *a b*.

Abb. 10.

Das Siedentopfsche Haus in Göttingen.

älter, denn die Aufschrift steht mit den roten Verzierungen trotz der gleichen Farbe in gar keinem geschichtlichen und künstlerischen Zusammenhang; sie ist rein zufällig hingeworfen, der Priester hat in seiner Erregung stark bergauf geschrieben.

Brandenburg a. d. H. Oberlehrer Dr. Muchau.

aber ist es, daß diese Ausführung schon nach etwa 1½ Jahrhunderten keinen Beifall mehr fand und mit einer Putzschicht überzogen wurde.

Ähnliche Verfahren sind übrigens auch am Äußeren der frühmittelalterlichen Kirchen zu beobachten. In einem im Februar 1904 im Architektenverein in Berlin gehaltenen Vortrage habe ich ein Beispiel hierfür erwähnt. Die Kirche in Trebbus, deren Granitmauerwerk zum großen Teil aus der Mitte des 13. Jahrhunderts stammt, zeigt die für diese Zeit bezeichnenden eingerissenen weißen Fugen. Neben diesen weißen Fugen zeigt der das Granitmauerwerk stellenweise bedeckende Mörtel Spuren ehemaligen roten Anstrichs. Auch dieser Anstrich hat offenbar nur den Zweck gehabt, den Eindruck des gleichmäßig durchgeführten Quadermauerwerks zu erwecken, ist also nach heutigen Begriffen unecht. Büttner.

Zur Stoßschule in der Provinz Posen.

In seinen Beiträgen zur Stoßforschung[1]) hat Berthold Daun auf den Altar in der katholischen Pfarrkirche in Kosten hingewiesen, der in Einzelheiten an Veit Stoßische Motive erinnere; desgleichen scheinen die um jene Zeit entstandenen Reliefs, Geburt, Verkündigung, Heimsuchung, die für den barocken Hauptaltar derselben Kirche verwendet seien, von einem Meister herzurühren, der zu der Stoßschule in Beziehung gestanden (Daun a. a. O. S. 45). Nicht beachtet worden ist das bei Kohte[2]) kurz erwähnte Triumphkreuz, von dem wir nebenstehend eine Abbildung geben.

Die Abbildung — ob die Anordnung die richtige sei, bleibe hier dahingestellt — zeigt Christus am Kreuz, zu seiner Rechten die halb kniende Maria Magdalena, die mit dem linken Arm den Stamm des Kreuzes umfaßt, Maria mit über der Brust zusammengelegten Händen, endlich Longinus mit der Lanze im rechten Arm, mit der linken Hand mit nicht mißzuverstehender Gebärde auf das blinde Auge hindeutend. Links stehen Johannes, mit der rechten Hand das linke Handgelenk fassend, und ein Kriegsknecht mit dem Essigschwamm an einem Bambusrohr, die rechte Hand beteuernd zu Christus emporgehoben. Die Figuren sind keine großen Kunstwerke, die Mache ist grob und handwerkmäßig. Die Verhältnisse der Magdalena sind gänzlich falsch, der Longinus scheint aus einer Spielzeugschachtel entsprungen. Trotzdem ist das Ganze nicht ohne künstlerischen Wert. Es ist der Abglanz einer mächtigeren Künstlerpersönlichkeit, die uns noch in diesem Bildwerk provinziell barbarisiert entgegentritt. Ich meine, hier sind zweifellos Einflüsse der Veit Stoßschule wirksam, und zwar viel mehr als in den von Daun erwähnten Werken. Auf den Christustypus mit dem leise geöffneten Munde, der ähnlich über dem Hochaltar in der Lorenzer Kirche in Nürnberg, im Germanischen Museum (aus der Spitalkirche stammend) und in Schwabach begegnet, sei nur eben hingewiesen. Genauer noch geht er mit dem Christus der Kreuzigung des Rosenkranzes in Berlin zusammen.[3]) Besonders der starke Thorax und die Einschnürung über den Hüften fallen auf; desgleichen die vielen Horizontal- und Diagonalfalten im Lendentuch, dessen Enden gleichfalls ähnliche Faltenmotive zeigen, nur daß sie bei dem Kostener Kruzifix an den Körper angedrückt werden. Überhaupt ist die Gewandung dasjenige, was den Zusammenhang mit der Stoßschule am schlagendsten beweist. Die S-förmig geschwungene Linie der Gewandung, die dabei so angeordnet wird, daß ein Teil der Unterseite zum Vorschein kommt, so daß man eher den Eindruck künstlichen Gelegtseins hat, gerade das kehrt an den Figuren des Kostener Triumphkreuzes bis zum Überdruß wieder. Besonders an den beiden weiblichen Figuren und der des Kriegsknechtes; der letztere erinnert stark an die kniende Maria im Germanischen Museum (Daun, Abb. 33), deren über die Brust gelegte Hände an die gleiche Stellung der Kostener Maria anklingen.

Wie auch sonst bei Stoß öfter, ist das Gewand auf der einen Seite im Umriß ganz schlicht zusammengefaßt, während die andere reich gegliedert ist; in dieser Art, auch wie die Falten nach vorn genommen werden, steht die Kostener der Grybower Maria nahe (Daun, Abb. 13). Im allgemeinen ist die Gewandung aber viel straffer zusammengefaßt; Stoßische Faltengehäuse sucht man vergeblich. Überhaupt ist ja kein Gedanke an eigenhändige Arbeit Veits selbst. Die Typen sind ganz andere, vor allem fehlt aber der dramatische Zug, der die Szene zu einem Ganzen verbände. Es sind Statisten; nur der Johannes ist tiefer gefaßt. Den fein geschnittenen Kopf von

stark gelocktem Haar umgeben, steht er da, mit der rechten Hand das linke Handgelenk fassend, in schmerzliches, tränenloses Sinnen versunken, in gehaltenem Schmerz. Der Johannestypus ist bei Veit Stoß mehrfach breiter, fleischiger (Daun, Abb. 21 u. 54), anderseits aber dem Kostener, wie es scheint, verwandt (Daun, Abb. 15, 28, 61); auch dem des Kostener Hauptaltars.[4]) Sehr ähnlich ist dem letzteren offenbar der Johannes auf der dem Stanislaus Stoß zugeschriebenen Kreuzigung in der Czartoryski-Kapelle auf dem Wavel in Krakau (Daun a. a. O. Abb. 74). Dasselbe feine, kühngeschnittene Gesicht. Die Korkzieherlocken des Kruzifixus dieses Altars kehren ebenso bei dem Johannes des Kostener Triumphkreuzes wie dem dortigen Christus wieder. Auch die Behandlung des Lendentuches ist bei beiden Christusfiguren ähnlich. Im übrigen ist der Kostener Christuskörper im einzelnen viel weniger durchgebildet, allerdings auch nicht so gewaltsam. Die ganze Gruppe ist künstlerisch nicht übermäßig bedeutend; beachtenswert aber als Reflex Stoßischer Kunst, dessen Werkstatt vielleicht sogar den Johannes unter dem Einfluß des Stanislaus Stoß unmittelbar beigesteuert hat.

Posen. Karl Simon.

[1]) Leipzig 1903.
[2]) Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Provinz Posen. III. S. 157.
[3]) Abb. bei Bode, Deutsche Plastik. S. 123.
[4]) Kohte a. a. O. Abb. 105.

Vermischtes.

Sechster Tag für Denkmalpflege am 22. und 23. September in Bamberg. S. K. Hoheit Prinz Rupprecht von Bayern hat das Protektorat über die Versammlung übernommen. Wenn die Zeit es gestattet, wird Herr Amtsrichter Dr. Bredt aus Lennep (z. Z. Straßburg i. E.) Bericht erstatten über das italienische Gesetz vom 12. Juni 1902 und das dazu erlassene „Regolamento“ vom 17. Juli 1904. Herr Diplom-Architekt Kronfuß aus Bamberg wird am 22. September abends 7 Uhr in den Luitpoldsälen einen Vortrag mit Lichtbildern halten über Fränkische Schlösser und Herrensitze.

Bonn. Loersch.

Zum Mitglied des hessischen Denkmalrates ist der Architekt Ludwig Becker in Gonsenheim-Mainz auf sechs Jahre bestellt worden.

Zu dem engeren Wettbewerb für Pläne zu Neubauten auf den städtischen Grundstücken in der Altstadt von Frankfurt a. M. (Jahrg. 1903, S. 23 d. Bl.: s. a. Zentralblatt der Bauverwaltung, Jahrg. 1903, S. 123 u. 308; 1904, S. 610; 1905, S. 170, 336 u. 366) hat das Preisgericht dem Magistrat Entwürfe der Architekten Königl. Baurat v. Hoven, Sander und Landgrebe, sämtlich in Frankfurt a. M., Herm. Senf in Leipzig und Geldmacher in Mülhausen i. Els. zur Ausführung empfohlen. Die empfohlenen Entwürfe schließen sich dem architektonischen Gepräge der Altstadt trefflich an, ohne die Verwertbarkeit der Grundstücke zu beeinträchtigen. Über den Wettbewerb ist unter Beigabe von Abbildungen in Nr. 59 des Zentralblattes der Bauverwaltung vom 22. Juli d. J. berichtet.

Zur Wiederherstellung des Domes in Bamberg. Ausgehend von dem Grundsatze, daß der an die Wiederherstellung eines bedeutenden Kirchengebäudes herantretende Architekt auf das genaueste mit der Geschichte des Baues und der an demselben wie an seinen sämtlichen Teilen im Laufe der Jahrhunderte vor sich gegangenen Veränderungen vertraut sein müsse, hatte Prof. Schmitz in seinem Gutachten über den baulichen Zustand des Bamberger Domes eine Inventarisierung des gesamten auf denselben bezüglichen bau- und kunstgeschichtlichen Materials empfohlen. Die Durchführung derselben wurde dem ersten Assistenten am Germanischen Museum in Nürnberg Dr. Fritz Traugott Schulz, der sich auf dem Gebiet der Denkmalpflege schon wiederholt betätigt hat, übertragen. Diese umfangreiche und angesichts der Unübersichtlichkeit des weitverstreuten Materials mühsame Arbeit liegt nunmehr als Handschrift abgeschlossen vor. Sie ist rein sachlich-berichtender Natur. Der Verfasser war sich von Anfang an darüber klar, daß er auf jegliche persönliche Zutat verzichten müsse, wofern seine Forschungen Wert erlangen sollten. Er hat darum die Ergebnisse seiner Forschungen gebracht, wie er sie gefunden, es dem späteren wiederherstellenden Baumeister überlassen, seine Schlüsse daraus zu ziehen. Er hat sich aber nicht auf den Dom und seine Bauteile beschränkt. Die so mustergültig durchgeführte Wiederherstellung von S. Sebald in Nürnberg hat gezeigt, was alles für Fragen im Verlaufe solcher Arbeiten auftauchen können. Er hat darum seine Untersuchungen auf die Ausstattungsstücke, die Ausschmückung und auch auf die den Dom umgebenden und mit ihm im Zusammenhang stehenden Teile ausgedehnt. Zunächst hat er das baugeschichtliche, kunstwissenschaftliche und geschichtliche Material zusammengetragen. Dann hat er ein umfassendes Verzeichnis aller erreichbaren älteren wie neueren Abbildungen des Domes und seiner Einzelteile angelegt. Endlich wurden auch die vorgefundenen Hinweise auf ähnliche, verwandte oder gleichzeitige Bauten, Bauteile und sonstige Einzelheiten vermerkt. Die äußere Einteilung und Anordnung des Stoffes erfolgte auf Grund des bewährten Planes des Handbuches der kirchlichen Kunstarchäologie von Heinrich Otte. Natürlich mußte hierbei auf die aus dem vorgefundenen Material sich von selbst ergebenden Gruppen Rücksicht genommen werden. Die Arbeit gliedert sich in fünf Hauptabschnitte, deren Sonderabteilungen wieder für sich je nach Maßgabe die drei Rubriken Literatur, Abbildungen und Verweise als Unterabteilungen haben. Kapitel I handelt vom Dom im allgemeinen. Kapitel II wendet sich seinen einzelnen Teilen zu. Kapitel III faßt seine Ausstattung und Ausschmückung ins Auge. Kapitel IV beschäftigt sich mit der Umgebung des Domes. Das Schlußkapitel V endlich vereinigt in sich die Angaben und Hinweise mehr allgemeiner Natur. Um den äußeren Umfang der Arbeit auf ein Mindestmaß einzuschränken, wurde das sich vorfindende Material auf einseitig beschriebenen Quartzetteln mit fortlaufender Bezifferung in den einzelnen Abteilungen aneinandergereiht, wie es sich vorfand. Durch entsprechendes Unterstreichen sind Standort und Gegenstand hervorgehoben. Auch sind stets in den Abteilungen der Standorte noch auf die Abteilungen der Gegenstände Hinweise gemacht, um ein rasches Auffinden des Gesuchten zu erleichtern. Das Ganze ist als Nachschlagewerk gedacht, dessen Drucklegung wohl noch in Erwägung zu ziehen sein würde. Jede der Sonderabteilungen ist in einem eigenen Umschlag mit Aufschrift untergebracht. Ein knappes Inhaltsverzeichnis unterrichtet rasch über Anordnung im ganzen wie im einzelnen. Ein Mappenkasten mit seitlicher Klappe erleichtert die Handhabung bei der Benutzung. —l—

Ein Steinbild an der Südseite der Stephanskirche in Mainz, nach dem Kreuzgang zu, in der Reihe der steinernen Kändel, die aus den Kehlen der Schopfdächer das Tagwasser abzuführen haben, war, mit dem Angesicht nach abwärts gekehrt, zu Unrecht hier als Ausguß verwendet. Bei Begehung des Daches wurde jüngst, wie der Mainzer Anzeiger mitteilt, dieses Bildwerk so schadhaft befunden, daß es aus Gründen der Sicherheit abgehoben und bei seiner großen Last unter erheblichen Schwierigkeiten herabgelassen wurde. Hier fand sich nun, daß die als Ausguß benutzte Skulptur das Standbild einer weiblichen Figur von Lebensgröße (1,75 m) ist, die man auf der Rückseite mit einer Rinne versehen und zu einer nicht näher bekannten Zeit in einer barbarischen Weise am unteren Ende verstümmelt hat, um sie zu einem so unwürdigen Zweck zu verwenden. Das ursprünglich stehende Frauenbild stellt unzweifelhaft eine Heilige dar, die in der erhobenen Linken ein Buch trägt und mit der herabhängenden Rechten die Falten ihres Gewandes faßt. Mantel und Untergewand sind von edlem Fluß der Linien und die Haltung der Figur straff aufgerichtet, ohne die vielfach beliebte Ausbeugung der Hüften. Den leider stark verwitterten Kopf deckt ein Schleier und hoher Kopfschmuck, wie er auf mittelalterlichen Darstellungen vorkommt und dem höfischen Zeitkostüm entnommen war. Vielleicht darf man an das Bild der hl. Magdalena denken, die zweite Patronin der Stephanskirche ist; noch jetzt ziert ihre Statue mit jener des hl. Stephanus aus dem Jahre 1500 die Ostwand des Chores zu Seiten des Wandtabernakels. Vielleicht ist gerade die Herstellung neuer Figuren in jener Zeit der Anlaß gewesen, eine ältere Statue zu beseitigen, worauf dann die so üble Verwendung des alten Bildwerks erfolgte. Nach der Gesamthaltung und den nur unvollkommen erhaltenen Einzelheiten darf die Entstehung des Frauenbildes wohl noch um die Wende des 13. Jahrhunderts, der Zeit der Vollendung des Chores der Stephanskirche, gesetzt werden. Die nicht gerade zahlreichen Denkmäler früher mittelalterlicher Plastik haben in diesem Werk einen wertvollen Zuwachs erhalten.

Irdene Schallgefäße unter der Bühne des altjapanischen Theaters. Mit bezug auf die Mitteilung von Karl A. Romstorfer in Nr. 7 der Denkmalpflege (S. 54) über die Schalltöpfe im altgriechischen Theater erlaube ich mir darauf hinzuweisen, daß ähnliche urnenartige Tongefäße von erheblicher Wandstärke im altjapanischen Theater unter der sogenannten Nō-Bühne von altersher und bis auf den heutigen Tag Verwendung finden. In dem sogenannten No-Theater, das früher ziemlich regelmäßig ein Zubehörstück zu den Bauten der schintoistischen Tempelbezirke in Japan bildete, werden vorwiegend die alten nationalen Heldendichtungen und Legenden mit großem Zeremoniell, meist in altertümlicher Sprache, unter Entfaltung großen Aufwandes in den Trachten aufgeführt. Dabei vertritt ein aus wenigen Musikern bestehendes Orchester, das seinen bestimmten Platz neben der Bühne hat, in höchst eigentümlicher Weise an das altgriechische Theater erinnernd, den alten Chor, der von Zeit zu Zeit die Vorträge des Helden und die Handlung unterbricht und den Vorgang erläutert und musikalisch darstellt. Die Bauart des japanischen Nō-Theaters hat sich bis zur Gegenwart ziemlich genau den alten Vorbildern entsprechend erhalten. Hierbei werden unter dem Fußboden des nahezu geviertförmigen Bühnenraumes in der Regel fünf große runde leere Schallgefäße aus Ton in entsprechenden Ausschachtungen an je drei in den Erdboden eingegrabenen, mit Draht verbundenen Pfählen schwebend aufgehängt, so daß sie sich, nach oben offen, ziemlich dicht unter dem hölzernen Fußbodenbelag der Bühne befinden und schallverstärkend wirken. Das Zeremoniell bei den altertümlichen Nō-Aufführungen, Tänzen und pantomimischen Darstellungen erheischt es, daß der Held bei bestimmten Veranlassungen laut auf dem Fußboden aufstampft; hierbei wird der Ton durch die Schallgefäße zu besonderer Stärke gesteigert, und es ist erstaunlich, zu bemerken, wie sehr dieser Zweck durch die gewählte Anordnung erfüllt wird. Gewöhnlich ist ein Gefäß in der Mitte der übrigen vier, ungefähr die Ecken eines Gevierts einnehmenden Schallgefäße angebracht. Ehe ich von dieser eigentümlichen Einrichtung gehört, hatte ich nie recht begreifen können, woher der geradezu donnerähnliche Schall beim Aufstampfen des Helden zu gewissen Gelegenheiten seines Auftretens kam, bis mir von einem japanischen Architekten in Tokio diese näheren Mitteilungen über die Anwendung und Anordnung der Schallgefäße gemacht wurde. Ich behalte mir vor, in meiner Veröffentlichung über die japanischen Kultbauten, die gegenwärtig in der Zeitschrift für Bauwesen (mit Aprilheft beginnend) erscheint, bei der Behandlung des japanischen Theaters auf diese Bauart zurückzukommen.

Stettin. F. Baltzer, Reg.- und Baurat.

Die Abstammung des Wortes Bergfried. Die verschiedenen Abhandlungen über diese Frage (vgl. S. 120 u. 130, Jahrg. 1904 d. Bl.) haben mich daran erinnert, daß auch unsere alte Burg in Eßlingen öfters so oder ähnlich bezeichnet wird; das Merkwürdige liegt nun darin, daß diese Burg keine Burg im eigentlichen Sinne des Wortes ist, sondern nur ein ursprünglich mit Palisaden, später mit Mauern und Türmen umgebener viereckiger Raum auf dem nördlich über der Stadt gelegenen Hügelrücken, der den Zweck hatte, die Stadt vor einer Beschießung von diesem Hügel aus zu schützen; ein Wohngebäude oder einen Wartturm enthielt der Raum nie, war auch, da er ursprünglich viel leichter befestigt war als die Stadt selbst nicht als letzte Zufluchtstätte zu denken, wenigstens nicht für die Stadtbewohner, höchstens für die außerhalb der Stadt in den Bergen zerstreut wohnenden sogen. Bürger vor den Toren. Die Bezeichnung Perfrid oder Barfrit erscheint für diesen Platz im 13. und 14. Jahrhundert, im 16. und 17. Jahrhundert aber, nachdem er zu Anfang 1500 aufs neue und sehr stark befestigt und mit vier runden Kanonentürmen ausgestattet worden war, heißt er allgemein Pferrich. Hat nun die Volksetymologie aus dem allmählich unverständlich gewordenen Worte Bergfried einfach Pferrich gemacht, vielleicht deshalb, weil dort auch gelegentlich Vieh weidete, oder steckt in der einen Silbe Berg oder Perk das spätlateinische parcum, von dem unser Wort Pferrich oder Pferch, mit dem man in Schwaben und wohl auch anderwärts eine Schafhürde bezeichnet, hergeleitet wird? Der Weg über das Wort Pferch wird also wieder zur alten Erklärung, auf die man auf anderem Pfade schon gelangt ist, führen, nämlich zu der Bedeutung eines umhegten, geschützten Ortes.

Eßlingen a. N. Albert Benz.

Abb. 1. Vom Schloß (jetzt Amtsgericht).

Abb. 2. Vom Schloß (jetzt Amtsgericht).

Abb. 3. Vom Tryllerschen Hause.

Abb. 4.

Alte Erker in Sangerhausen.

Alte Erker in Sangerhausen. Der Verein für Geschichte und Naturwissenschaft in Sangerhausen hat kürzlich die photographische Aufnahme der dort noch vorhandenen mittelalterlichen Erker veranlaßt, die dem Straßenbilde einen besonderen Reiz verleihen und deshalb weiter bekannt zu werden verdienen. Die Stadt Sangerhausen ist nicht besonders reich an alten Baudenkmälern, und außer der bekannten romanischen Ulrichskirche, einer kreuzförmigen, gewölbten Pfeilerbasilika, ist nicht viel Nennenswertes übriggeblieben. An der Südseite des Marktes, dem Rathause gegenüber, erhebt sich die stattliche Front des neuen Schlosses, jetzigen Amtsgerichts, in den Formen der Renaissance des beginnenden 17. Jahrhunderts. Die östliche Ecke ist mit einem Erker besetzt, der auf zwei Wandsäulen ruht und mit dem kursächsischen und markgräflich-brandenburgischen Wappen geschmückt ist; das erstere erinnert an den Erbauer des Schlosses, Kurfürsten Johann Georg I., der von 1611 bis 1652 regierte, das andere an dessen zweite Gemahlin Magdalene Sibylla, eine Tochter des Markgrafen Albrecht Friedrichs von Brandenburg. Der Unterbau und die Brüstungsfelder zeigen eine außerordentlich feine und saubere Bearbeitung; doch fängt leider der rote Sandstein an verschiedenen Stellen an abzublättern, und die Einzelheiten der Formen gehen damit mehr oder weniger verloren (Abb. 1).

Den westlichen Flügel des Schlosses bildet ein Haus, das beim Bau des Schlosses unverändert blieb und 1586 errichtet worden ist, wie eine Inschrift über einer jetzt vermauerten Tür ergibt. An diesem Hause befindet sich im Schloßhofe ein breiter, auf Kragsteinen und dorischen Säulen ruhender Erker (Abb. 2), dessen Brüstungen ebenfalls reich verziert sind. Die Mitte der unteren Brüstung zeigt das Tryllersche Wappen.

Eine seltene Form ist der Erker am sog. Tryllerschen Hause, das im Jahre 1593 erbaut worden ist. Er ruht auf einer hohen schlanken Säule, auf die sich in drei Auskragungen Spitzquadern aufsetzen. Die Brüstungsfelder haben keine besondere Verzierung. Sie sind mit Diamantquaderplatten gefüllt (Abb. 3).

Aus jüngerer Zeit stammt der Erker an dem geputzten Fachwerkhause der Abb. 4. Er wird getragen von gebogenen, aus der Wand herauswachsenden Kraghölzern. Das Straßenbild, das sich dem Beschauer von hier aus bietet, wo er den zuerst beschriebenen Erker am neuen Schlosse gleichzeitig mitsieht, ist überaus malerisch, namentlich da man in Wirklichkeit diesen beiden Erkern gegenüber noch die stattliche Freitreppe und den hohen Giebel des Rathauses betrachtet. Hoffentlich bleiben die hier mitgeteilten Erker als Baudenkmäler verflossener Jahrhunderte noch recht lange erhalten.

Sangerhausen. R. Krieg.

Bücherschau.

Historischer Reisebegleiter für Deutschland. Von A. v. Hofmann. Karlsruhe 1904 u. 1905. A. Bielefelds Hofbuchhandlung (Liebermann u. Ko.). In kl. 8°. 1. Heft. Das Großherzogtum Baden und das Großherzogtum Hessen südlich des Mains. XII u. 196 S. — 2. Heft. Elsaß-Lothringen und die bayerische Pfalz. XII u. 190 S. Geb. Preis 3 ℳ f. d. Heft

Bevor noch der erste Band des großen Kunsthandbuches von Dehio erschienen ist, sind zwei Bände eines „Historischen Reisebegleiters für Deutschland“ herausgekommen, der den jenem großangelegten Werke zugrunde liegenden Gedanken für den Taschengebrauch ausgemünzt hat, wenn man einen solchen Ausdruck für eine so wertvolle und mühsame Arbeit anwenden darf. Trotzdem ist ein Vergleich beider Werke nicht ganz am Platze, da beide nur inhaltlich verwandt sind, sich aber keineswegs in Plan und Zweck decken. Die v. Hofmannschen kleinen Reiseführer enthalten ja nicht nur in der durch den Zweck gebotenen gedrängten Kürze die kunstgeschichtlichen Denkmäler, sondern sie umfassen auch die geschichtlichen Ereignisse, schließen aber alles, was an Ort und Stelle leicht zu erfragen ist, also Sammlungen, neuere Bauten u. a. grundsätzlich aus. Nur dadurch ist es möglich geworden, den gewaltigen Stoff so zu meistern, daß für die einzelnen einheitlichen Gebiete ein bequem zu handhabendes Bändchen zustande kam.

Für ein solches Buch, das weniger führen als die Entwicklung und Zusammenhänge zeigen will, ist die Bearbeitung durch einen einzelnen gewiß nicht ganz ohne Gefahr; es wird dadurch aber anderseits auch eine gewisse selbstsichere Einheitlichkeit gewährleistet, die um so höher zu schätzen ist, je weniger sich der Bearbeiter von dem kunstgeschichtlichen auf das ästhetische Gebiet begibt. Diese Zurückhaltung hat der Herausgeber im vollsten Maße gewahrt dadurch, daß er möglichst wenig eigene Urteile gibt, um die Sache allein reden zu lassen. Jedenfalls bedeutet das vorliegende Werk einen neuen Versuch, aus der Bevormundung der sogenannten Reiseführer herauszukommen, die bei aller Wertschätzung doch vielfach zu wenig Sachkenntnis verraten, um als brauchbare Handbücher für die Bedürfnisse eines kunstgeschichtlich oder geschichtlich beteiligten Publikums gelten zu dürfen. Zu wünschen bleibt nur, daß der Verleger die sorgfältige Arbeit des Herausgebers durch sorgfältiger ausgeführte Übersichtskarten besser unterstützte.

Charlottenburg. Robert Mielke.

Inhalt: Altmainzer bürgerliche Kunst. — Reste einer alten Heizeinrichtung im St. Johanniskloster in Schleswig. — Das Siedentopfsche Haus in Göttingen. — Eine Inschrift auf dem alten Putz in der Nikolaikirche in Brandenburg a. d. H. — Zur Stoßschule in der Provinz Posen. — Vermischtes: Sechster Tag für Denkmalpflege in Bamberg. — Ernennung zum Mitgliede des hessischen Denkmalrates. — Wettbewerb für Pläne zu Neubauten auf den städtischen Grundstücken in der Altstadt von Frankfurt a. M. — Wiederherstellung des Domes in Bamberg. — Steinbild an der Südseite der Stephanskirche in Mainz. — Irdene Schallgefäße unter der Bühne des altjapanischen Theaters. — Die Abstammung des Wortes Bergfried. — Alte Erker in Sangerhausen. — Bücherschau.

Für die Schriftleitung verantwortlich: O. Sarrazin, Berlin.
Verlag von Wilhelm Ernst u. Sohn, Berlin.
Druck der Buchdruckerei Gebrüder Ernst, Berlin.